

Die große Erfahrung und der kleine Weg

Zwei Zeugnisse über religiöse Erfahrung

Werner Löser SJ, Frankfurt

Eine Landschaft lernt man nicht durch Lesen von Büchern über sie kennen. Das mag hilfreich sein, aber es ersetzt nicht das Er-Fahren, d. h. das Betreten und Durchwandern, das Verweilen hier und dort, das Schauen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken all dessen, was auf dieser Fahrt begegnet. Diese „Fahrt“ der Er-Fahrung schenkt einen unmittelbaren Kontakt zur Landschaft. Eine lebendige und bereichernde Beziehung zu ihr kann entstehen. Wer sehnt sich heute nicht danach, die Fähigkeit zu solchem Er-Fahren wiederzugewinnen!

Dasselbe – aber es ist doch gleichzeitig etwas Wesentliches und Tieferes – gilt von der Begegnung der Menschen. Sie sehnen sich nach einer lebendigeren Gemeinschaft untereinander. Aber sie sind nur soweit imstande, aus ihrer Isolation herauszutreten und aufeinanderzuzuwachsen, als sie lernen, miteinander umzugehen und einander zu erfahren. Menschen sind freie Geschöpfe; darum entsteht ein solches Einander-Erfahren nur, wenn die Begegnenden einander zu erfahren geben, wenn also jeder sich seinem Gegenüber öffnet und frei darbietet.

Doch die Beziehung zwischen Menschen bliebe brüchig und unbeständig, wenn sie allein aus der Erfahrung je glückter Begegnung zu leben hätte. Es muß etwas Neues hinzutreten: die Treue. Als Alltagsgestalt des Mit-einander sichert sie das Fortdauern einer Beziehung auch für Zeiten, in denen die Begegnung von Du und Du nur selten möglich ist. Liebe umschließt beides: Begegnung und Treue. Beide gehören zusammen, aber sie sind nicht eins und dasselbe.

Auch im geistlichen Leben lautet eines der Schlüsselworte Erfahrung. Viele der gegenwärtigen Bemühungen um eine Belebung und Vertiefung des Glaubenslebens möchten die Glaubenserfahrung intensivieren. Man empfindet das Sprechen über Gott als leer, wenn es nicht aus einer Erfahrung Gottes herkommt und wenn es nicht zu einer neuen Gotteserfahrung hinleitet. Wer sein Reden über Gott ausschließlich durch Verweis auf die kirchliche Autorität und auf die Tradition der Kirche begründet, dem würde man sein Ohr nicht lange leihen. Nur ein Gott, der sich in die Erfahrung der Menschen senkt, kann Macht über ihr Leben gewinnen: tröstend, richtend, befreidend . . .

Auf verschiedenen Wegen haben Christen in den letzten Jahren versucht, in ihren Glaubenvollzügen das Erfahrungsmoment stärker zum

Tragen zu bringen. So haben sie das dem Glauben entsprechende Handeln („Orthopraxie“) dem rechten Denken und Meinen („Orthodoxie“) bei- oder gar übergeordnet. Ein Handeln, dem überdies politisch-gesellschaftliche Dimensionen zugeschrieben werden, muß zu vielfachen und eindrücklichen Erfahrungen führen. Auf einem anderen Wege versuchen die Bewegungen zur charismatischen Erneuerung der Gemeinden der Erfahrung mehr Raum zu geben. Im gemeinsamen Gebet zu Gott bezeugen sie voreinander ihren Glauben. Auf noch einmal andere Weise geht es um ein Lebendigmachen der Erfahrung, wo man sich zu christlichen Lebensgruppen zusammenschließt, in denen man den Glauben gemeinsam lebt.

Auf eine von noch anderen Möglichkeiten sei ausführlicher hingewiesen. Sie findet gegenwärtig viel Anklang: gemeint ist die Übernahme von Methoden, die zu mystischer Erfahrung führen sollen. Es handelt sich um Weisen der Meditation, hinter denen eindrucksvolle abendländische, aber im heutigen Bewußtsein eher östliche, asiatische Traditionen stehen. Das Ziel ist die Erfahrung des Einsseins mit dem Göttlichen und des Durchwohnseins von ihm. Erfahrung spielt dabei eine zentrale Rolle. Ein Text von Karlfried Graf Dürkheim, an dessen Impulsen viele Initiativen zur spirituellen Erneuerung sich orientieren, kann es zeigen. Graf Dürkheim spricht von einer „zur Ganzheit des Menschen gehörenden Dimension immanenter Transzendenz“ (*Exerzitium in der Therapie I*, in: Image 42, 1971, 6–16; aus diesem Text stammen auch alle folgenden Zitate). Das Innewerden dieser Dimension beruht – wie ausdrücklich gesagt wird – weder auf einem „religiösen Glauben“ noch auf einer „metaphysischen Spekulation“. Vielmehr geschieht es durch „nachprüfbare Erfahrungen“; die „von ihr eingeleiteten oder geförderten Reifungsprozesse“ sind „klarer Bewußtwerdung zugänglich, methodisch erforschbar und systematisch beeinflußbar“. Aber der Charakter der Erfahrung des „immanenten Transzendenten“ wird als „religiös“ beschrieben:

Es sind Erfahrungen, in denen der Mensch in sich Kräften und Mächten begegnet, die die Grenzen seines gewöhnlichen Erlebens und sein rationales Fassungsvermögen weit überschreiten. Es sind Erfahrungen, die den Menschen zutiefst zu ergreifen, zu erschüttern und zu verwandeln vermögen. Es sind Erfahrungen von Qualitäten, die nicht Superlative natürlicher Gefühle sind, etwa Höchstformen des ihm bekannten Schönen, Wahren und Guten, sondern Erlebnisse eines grundsätzlich anderen, d. h. numinosen Charakters. In ihrer stärksten Form sind sie Sternstunden im menschlichen Leben, Augenblicke, in denen der Erfahrende den Gipfel seiner inneren Möglichkeiten erreicht ... Die eindrucksvollsten Erfahrungen, um die es

hier geht, sind immer diejenigen gewesen, in denen der Mensch schlagartige Befreiung erfuhr, die eine innere Umkehr, eine Meta-noia, einleitete. Es sind Erfahrungen, die den Menschen urplötzlich aus den Grundnöten des menschlichen Daseins befreien: aus der Angst vor dem Tode, aus der Verzweiflung am Absurden und aus der Trostlosigkeit in der Verlassenheit. Hier erfährt der Mensch ein LEBEN, das jenseits ist von Leben und Tod, einen SINN, der jenseits ist von Sinn und Unsinn, eine LIEBE, die jenseits ist von Liebe und Haß. In der befreienden und verwandelnden Kraft solcher Erfahrungen liegt die Berechtigung für die Behauptung, daß es sich in solchen Erlebnissen nicht nur um psychologische Phänomene und Projektionen handelt, sondern daß hier eine übermenschliche Wirklichkeit als immanente Transzendenz sich manifestiert.

Die Fortsetzung des Textes läßt freilich die Vermutung aufkommen, daß die Erfahrung von LEBEN und SINN nicht einfach der Erfahrung des christlichen Gottes gleichgesetzt werden darf. Es scheint vielmehr, daß die Erfahrung des immanenten Transzendenten, also des LEBENS und des SINNS, das Umfassende ist, das sich dann – gleichsam nachträglich – in den verschiedenen Religionen auf verschiedene Weise versprachlicht. Die verschiedenen Formen der Versprachlichung sind gegeneinander austauschbar. Graf Dürckheim formuliert:

Diese Erfahrung des Seins ist die Quelle der lebendigen Religiosität aller Hochreligionen. Im Hinduismus heißt sie Samadhi, im Zen-buddhismus Satori, in der christlichen Tradition Gnadenerfahrung der Praesentia Dei. Für den Buddhismus bedeutet sie das Erwachen zur Buddhanatur, für den Hinduismus ist das hier Erscheinende Atman, das Christentum spricht vom Innwerden des inneren Christus. Wir müssen heute anerkennen, daß der Mensch grundsätzlich zu solchen Erfahrungen fähig ist, d. h. teil hat an einer überweltlichen Wirklichkeit, deren Bewußtwerden ihn aus der Enge seines gewöhnlichen Bewußtseinsraumes und der Not seiner natürlichen Ängste und Hemmungen, aber auch aus lebenswidrigen Tabus befreit.

Wer suchte nicht die Erfahrung befreiender und verwandelnder Kraft, so wie Graf Dürckheim sie beschreibt? Darin wird jeder, auch jeder Christ, ihm folgen können. Ein Bedenken allerdings läßt sich nicht ausräumen: Sind die „überweltliche Wirklichkeit“, das „immanente Transzendenten“, das LEBEN, der SINN, die LIEBE Namen für den personalen, freien, dreieinigen Gott, der für uns allein in Jesus Christus zugänglich ist? Und es gibt keinen anderen Gott als ihn. Der angeführte Text enthält Aussagen,

die letztlich zu einem ‚Nein‘ auf die gestellte Frage drängen. Offensichtlich hat in ihm das Verlangen nach der *Erfahrung* der überweltlichen Wirklichkeit einen so hohen Stellenwert, daß das Gottesbild davon nicht unberührt bleiben kann, daß Gott selbst ihm untergeordnet zu sein scheint. Der Weg, der hier gewiesen wird, ist ein „großer“ Weg; er selbst ist sein Ziel.

Vielleicht kann eine leichte, aber folgenreiche Ergänzung helfen, Graf Dürckheims Lehre und die seiner Schüler in den Raum der christlichen Erfahrung einzuordnen: die Haltung der (ignatianischen) Indifferenz muß hinzukommen. Das Verlangen nach der Erfahrung der Gegenwart des immanenten Transzendenten steht dann unter dem Vorbehalt des „wenn es Gott so gefällt“. Durch diese Ergänzung könnte die „überweltliche Wirklichkeit“ ein christliches Gesicht annehmen. Gott wäre – in all seiner Gegenwart – ein souveräner, freier, über Art und Maß seiner Nähe zum Menschen seinerseits verfügender, personaler Anderer. Wird die religiöse Erfahrung nicht durch die Haltung der Indifferenz relativiert, so steht zu befürchten, daß das in ihr Erfahrene eben gerade nicht Gott, sondern in Wirklichkeit das eigene Selbst ist, eine das Selbst umgebende und von ihm her aufgebaute religiöse Dimension, deren Aktualisierung – wenigstens grundsätzlich – in der Hand des Menschen liegt.

Ein Text Thereses von Lisieux kann das Gemeinte verdeutlichen. Er ist Teil eines Briefes, den sie – 23jährig – am 8. September 1896, also etwa ein Jahr vor ihrem Tod, „an meine liebe Schwester Marie du Sacré-Coeur“ geschrieben hat (Selbstbiographische Schriften, Einsiedeln 1958, 195–208, hier: 204–207). Man möge selbst urteilen, ob wir hier nicht einen der wertvollsten geistlichen „Erfahrungsberichte“ der Neuzeit vor uns haben. Therese teilte mit, wie sie auch in der Zeit der Nicht-Erfahrung Gottes den Glauben und die Liebe zu Ihm nicht erkalten läßt. Es handelt sich um ein persönliches Glaubenszeugnis. Da aber das Nicht-Erfahren Gottes das Schicksal vieler Menschen ist, trifft ihr Zeugnis auf unser aller Anliegen.

Der Glaube an Gott und die Liebe zu Ihm und die *Erfahrung* seiner Gegenwart fallen nicht einfach hin zusammen. Sondern es ist so: der liebende Glaube öffnet sich dem dreieinigen Gott, mag er nun von der Erfahrung Seiner Nähe begleitet sein oder auch nicht.

Therese schreibt bildhaft, aber ganz und gar nicht sentimental. Ihre Aussagen sind von einer erstaunlichen Genauigkeit. Therese kleidet sie in die Form eines Gebetes zu „Jesus, ihrem ersten, ihrem einzigen Freund“. Therese fühlt in sich die Sehnsucht nach der „Fülle der Liebe“ und ist verwundert, daß Jesus dieses unendliche Sehnen „nicht den großen Seelen, den Adlern, die in den Höhen schweben“, vorbehält.

Ich sehe mich selbst nur als einen schwachen, kleinen Vogel, der bloß mit leichtem Flaum bedeckt ist; ich bin kein Adler; von ihm habe ich nur die Augen und das Herz, denn trotz meiner äußersten Kleinheit wage ich es, das Auge unverwandt auf die Göttliche Sonne, die Liebessonne zu richten, und mein Herz fühlt in sich all das Sehnen des Adlers.

Der kleine Vogel möchte dieser strahlenden Sonne, die sein Auge entzückt, entgegenfliegen; er möchte es den Adlern, seinen Brüdern, gleichtun, die sich aufschwingen vor seinem Blick bis zum Göttlichen Herd der Heiligen Dreifaltigkeit.

Die Sehnsucht brennt, aber Therese fühlt sich zu schwach, aus eigener Kraft sich zu Gott zu erheben.

Ach! Alles was er vermag, ist, seine kleinen Flügel zu heben, aber aufzufliegen, das steht nicht in seiner kleinen Macht! Was soll aus ihm werden! Muß er vor Gram sterben, weil er so machtlos ist?

Therese verneint diese Frage aus dem Wissen, daß Gott *ist*, auch wenn sie ihn nicht erfährt.

... der kleine Vogel betrübt sich nicht einmal. In einem verwegenen Sichüberlassen will er im Anblick seiner göttlichen Sonne verharren; nichts kann ihn erschrecken, weder Wind noch Regen, und wenn düstere Wolken ihm das Liebesgestirn verbergen, so röhrt sich der kleine Vogel nicht von der Stelle. Er weiß ja, daß über den Wolken seine Sonne stets leuchtet, daß ihr Glanz sich keinen Augenblick entziehen wird.

Aber dieses idyllische Bild ist noch zu behaglich. Die Erfahrung der Heiligen verdunkelt sich weiter.

Freilich mitunter wird das Herz des kleinen Vogels vom Sturm bedrängt; dann scheint ihm, er könne nicht glauben, daß es irgend etwas anderes gibt als die Wolken, die ihn einhüllen; das ist dann der Augenblick der vollkommenen Freude für das arme, kleine, schwache Wesen. Welches Glück für ihn, trotz allem zu bleiben, das Auge unverwandt auf das unsichtbare Licht gerichtet, das sich seinem Glauben entzieht!!!

Therese erfährt diese Zeit der Gottesfinsternis als Zeit ihrer Treulosigkeit; ihr bleibt nichts übrig, als sie bis ins einzelne dem zu erzählen, „der nicht gekommen ist, die Gerechten zu rufen, sondern die Sünder“. Was aber wird Therese tun, wenn „das angebetete Gestirn für das klagende Gezwitscher

seines kleinen Geschöpfs taub bleibt, wenn es verhüllt bleibt?“ Sie antwortet in einem Text, der randvoll ist von geistlichen Einsichten; sie umspielen – der Sache nach – sämtlich das Motiv der Indifferenz, deren christologische Dimensionen aufscheinen. Wenn die Verhüllung Gottes „bleibt“,

... nun, dann bleibt das kleine Geschöpf durchnäßt; es willigt ein, vor Kälte ganz starr zu sein, und freut sich sogar dieses Leidens, das es ja auch verdient hat ... O Jesus, wie glücklich ist doch dein kleiner Vogel, schwach und klein zu sein, was würde aus ihm werden, wenn er groß wäre? ... Niemals hätte er den Mut, sich deiner Gegenwart zu stellen, vor dir zu schlummern ... Denn auch das ist noch eine Schwäche des kleinen Vogels. Wenn er den Blick auf die Göttliche Sonne gerichtet halten will, und die Wolken ihn daran hindern, auch nur einen einzigen Strahl zu sehen, dann fallen ihm unwillkürlich die kleinen Augen zu, sein kleiner Kopf versteckt sich unter dem kleinen Flügel, und das arme kleine Wesen schläft ein und glaubt dabei, seinen Blick noch immer auf sein geliebtes Gestirn gerichtet zu halten. Beim Wiedererwachen betrübt er sich nicht, sein kleines Herz bleibt im Frieden, er beginnt sein Amt der Liebe von neuem. Er ruft die Engel und Heiligen an, die sich wie Adler zum verzehrenden Feuerherd emporschwingen, wonach er sich sehnt, und die Adler haben Mitleid mit ihrem kleinen Bruder, beschützen, verteidigen ihn und schlagen die Geier in die Flucht, die ihn zerreißen möchten. Die Geier, Sinnbilder der Dämonen, fürchtet das Vöglein nicht, denn es ist nicht dazu bestimmt, ihre Beute zu werden, sondern die des Adlers, den es in der Mitte der Liebessonne betrachtet. O Göttliches Wort, du selber bist der Adler, den ich anbete, den ich liebe und der mich an sich zieht! Du, der du herabfuhrst zu dieser Erde der Verbannung und leiden und sterben wolltest, um die Seelen nach oben anzuziehen bis in den Schoß des Ewigen Feuerherdes der Glückseligen Dreifaltigkeit

Therese von Lisieux nennt man auch die „Kleine Therese“; denn sie spricht unentwegt von ihrer Kleinheit. Der Weg, den sie zu Gott geht und den sie anderen ebnet, ist ein „kleiner Weg“.

Das Verlangen nach religiöser Erfahrung ist verständlich und berechtigt. Die Gegenüberstellung der Zeugnisse Graf Dürckheims und Thereses von Lisieux dürfte aber die Ambivalenz dieses Verlangens deutlich gemacht haben. Der Stellenwert, den man diesem Verlangen einräumt, wirkt auf das Gottesbild zurück. Im einen Fall steht der Mensch in eine göttliche Sphäre hinaus. Sie umgibt ihn, er gehört ihr an. Und er selbst vermag das Aktuell- und Bewußtwerden dieser religiösen Dimension seines Daseins

„systematisch zu beeinflussen“, wie Graf Dürckheim formuliert. Im anderen Fall ist Gott der freie, seinerseits verfügende, nicht in ein überblickbares Ganzes von Welt, Mensch und Gott einfügbare Andere. Das Verlangen nach religiöser Erfahrung führt nur dann nicht zum Verfall des christlichen Gottesbildes und seiner unentbehrlichen Vermittlungen durch Christus, den gekreuzigten und auferweckten Herrn, und durch die Gemeinschaft der Kirche, wenn dieses Verlangen ausdrücklich unter den Vorbehalt der Indifferenz gestellt wird, denn es hat Gott gefallen, der Welt und der Geschichte in der Gestalt Christi und durch den Heiligen Geist – und nur so! – zugewandt und also zugänglich zu sein.

Gebet des Bekennenden

Corona Bamberg OSB, Herstelle*

Wenn man aus einer finsternen Höhle hinaustritt in taghelles Licht, hat man ein Bild für das, was vorgeht, wenn nach der Verlassenheit von Psalm 88 plötzlich ein Gebet aufsteigt wie dieses: „Ich danke Dir einfach dafür, daß Du da bist!“ Woher kommt das? Wie ist das zu erklären, daß der gleiche Mensch, der eben noch ohne Hoffnung hingestreckt lag, „unter den Toten verlassen“ (Ps 88,6), mit einemmal diese Gewißheit hervorbrechen fühlt und mit ihr dieses tiefe, dankbare Aufatmen? Ein merkwürdiger Umschwung, den wohl jeder aus dem eigenen Leben kennt. Denkt man darüber nach, so wird man entdecken, daß er unergründlich ist, aber nicht ohne Grund. Man hat Gottes Ferne erfahren, ist von ihm allein gelassen worden. Dadurch ist ein Leerraum entstanden, ein ausgetrocknetes Flußbett sozusagen, in das nun die Beglückung über ihn einströmen kann mit ebensolcher Realität wie vorher die Verlassenheit. Das ist mehr als ein zwar stimmiges, aber verwehendes Gefühl. Was mehr? Antwort des Glaubens, der Gegenwart erfährt, wie eben nur Glaube erfahren kann: nicht „habend“, aber heilsam enttäuscht, entschlackt durch die Verlassenheit – sich dieser Präsenz entgegenwerfend. „Abscessit enim et

* Der folgende Beitrag ist das Kapitel eines Buches der Autorin, das unter dem Titel: „Wer sich dem An-Spruch stellt. Zum Gebetscharakter des menschlichen Lebens“ vor Ostern im Echter-Verlag erscheinen wird.